

wägungen. Dies schliesst im gegebenen Falle das Zurücktreten des Diesseits oder unter Umständen selbst dessen Verwerfung und Verneinung in sich ein. In Bezug auf das Diesseits predigen sie zwar alle mit grösserem oder geringerem Nachdruck vor allem die Nächstenliebe. Im einzelnen aber weichen sie bei der Bestimmung der Lebensaufgaben nicht weniger voneinander ab, als die Dichtkunst und die Philosophie.

Es ist nützlich, hier je einen Hauptsatz des Buddhismus und des Christentums vergleichend nebeneinander zu stellen. Der Jüngling Sidhatta hatte gefragt, von wannen die Ruhe kommt, welche dem Herzen Seligkeit bringt. Buddha antwortete darauf: „Wenn das Feuer der Lust erloschen ist, wenn das Feuer des Hasses und der Verblendung erloschen ist, wenn Hochmut, Irrtum und alle Sünde und Drangsal erloschen ist, dann findet das Herz selige Ruhe.“ Der Weltlichkeit entsagend, hatte er die Lüste bezwungen und war ein echter Brahmane geworden.

Einer der Hauptsätze des Christentums dagegen lautet: „Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte; dies ist das vornehmste und grösste Gebot. Das andere aber ist dem vorigen gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. In diesen beiden Geboten ruhet das ganze Gesetz und die Propheten.“

Nicht Schmerzlosigkeit und Ruhe ist hiernach das oberste Prinzip des Christentums. Seine Hauptstärke liegt vielmehr im Positiven, in den Werken der Liebe.

Nicht bloss die Dichtkunst, die Philosophie und die Religion haben sich mit den Lebensaufgaben beschäftigt, sondern auch die Naturwissenschaft, und zwar jener umfangreiche Teil der Naturwissenschaft, welcher von den lebenden Wesen handelt, die Biologie, d. i. die Wissenschaft der lebenden Wesen oder des Lebens.

Man sollte glauben, es sei leicht einzusehen und allgemein bekannt, dass sie, als Wissenschaft des Lebens, in erster Linie dazu berufen sein müsse, die Aufgaben des Lebens zu bestimmen. Es ist aber nicht so leicht einzusehen und wird, je nach dem Standpunkt des Beurteilenden, in verschiedener Weise aufgefasst. Aber die Biologie kann sich dieses Grenzgebiet zwischen Natur- und Geisteswissenschaft nicht streitig machen und sich nicht abhalten lassen, es zu bebauen. Auf alle Fälle kann man sich leicht dahin einigen, es müsse immerhin interessant und wichtig sein, zu vernehmen, in welcher Weise die Biologie die Lebensaufgaben bestimmt und an der Begründung einer biologischen Ethik arbeitet.

Ihre Methode des Verfahrens bei der Untersuchung der Lebensaufgaben ist eine einheitliche; aber sie umspannt das ganze Reich des Lebendigen, ohne die Verschiedenheiten der lebenden Wesen ausser

„Le dernier jour d'un condamné", eine ergreifende Streitschrift gegen die Todesstrafe, ein Gegenstand, den Hugo litterarisch und praktisch wiederholt behandelt hat, litterarisch in der Schrift „Claude Queux", welche die gleiche Tendenz verfolgt. Die sozialen Fragen kultivierte er vor allem in dem zehnbändigen Romane „Les misérables", sowie in dem vierbändigen „Les travailleurs de la mer". Sein letztes Schriftwerk, „La pitié suprême", liegt ganz in der Linie seines grössten Charakterzuges und beleuchtet ihn fast deutlicher noch als alle vorhergegangenen; es ist eine lebhafte Verteidigungsschrift für die Amnestie der Kommune-Verbrecher.

Demselben Grundzuge eines tiefen Mitleides mit den Unglücklichen und mit dem Menschen begegnen wir auch bei V. Hugos nunmehr ebenfalls (27. Nov. 1895) verstorbenen Landsmanne, Alexandre Dumas, dem Jüngeren. Den beredtesten Ausdruck findet diese Grundstimmung von Dumas, dem Verfasser von „La Dame aux Camélias" und „Les femmes qui tuent", vielleicht in einem berühmt gewordenen Briefe an den „Gaulois" (1893), einem Briefe, der zugleich eine beseligende Prophezeiung, ein schönes Vermächtnis und ein dauerndes Denkmal genannt werden kann. Nach Dumas wird die Zeit unbedingt und bald herannahen, wo alle Menschen den Hass von sich werfen und sich durch Liebe zueinander hingezogen fühlen, indem sie ihr gegenwärtiges Leben aus eigenem Antriebe ändern werden. Dumas prophezeit, dass die Menschen, nachdem sie alles durchprobiert haben, schliesslich, und zwar sehr bald, das Gesetz der gegenseitigen Liebe ernstlich ins Leben einführen; dass sie, wie er sich ausdrückt, von einer unsinnigen, wahnsinnigen Liebe ergriffen werden. Er sagt, dass er schon jetzt, inmitten der so drohenden Erscheinungen, die Anzeichen dieser neu entstehenden Liebesstimmung erblicke, dass er sehe, wie die massenhaft bewaffneten Völker einander nicht mehr hassen, dass im Kampfe der Reichen mit den Armen nicht mehr der Triumph des Siegers, sondern das aufrichtige Mitleid des Siegers mit dem Besiegten, der Unwille und die Scham über den eigenen Sieg zur Erscheinung kommen werden. Er sieht ferner, dass sich Centren der Liebesattraktion bilden, dass sie gleich Schneeballen anwachsen, dass sie schliesslich alles Lebendige, was sich ihnen bisher noch nicht angeschlossen hat, unwiderstehlich an sich ziehen müssen und dass sie auf diese Weise, durch eine Gesinnungsänderung, alles Böse, woran die Menschheit leidet, vernichten werden.*)

Ebenfalls die Nächstenliebe, als die wichtigste Lebensaufgabe, predigt mit eindringlicher Kraft Leo Tolstoj, gleich jenen beiden

---

*) Citiert nach Leo Tolstoj, in dessen Aufsatz Über das Nichtthun (Zukunft Bd. V, Nr. 8, 1893).

Franzosen eine Kapazität des Herzens. Er geht jedoch noch weiter als erstere, indem er nicht allein den Hass, sondern auch, als der Liebe seiner Auffassung gemäss gleichfalls hinderliche Mächte, die Wissenschaft und die Kunst erwürgen will. Er bekämpft dabei Emile Zola, welcher, nüchterner und kühler als die drei Genannten, die Arbeit als die höchste Lebensaufgabe des Menschen preist.

Hier ist zunächst Zolas Rede über die Arbeit zu betrachten, die er 1893, als Vorsitzender bei dem Bankett der Association générale des Étudiants zu Paris unter grossem Beifall seiner Zuhörer gehalten hat.

Die Grössten selbst sind, wie Zola ausführt, nur ein Moment in dem unaufhörlichen Werdeprozesse des menschlichen Geistes. Es müsse genügen, nur während einer Stunde der Dolmetsch seiner Generation gewesen zu sein. Keine Litteratur lasse sich festlegen, da alles sich fortwährend weiter entwickelt und alles wieder anfängt. *Πάντα ῥεῖ.* Eine lebende Generation habe genug gethan, wenn sie nur dazu gut war, den Graben zu füllen, um jenen, welche uns folgen werden, zu helfen, dem Lichte entgegenzugehen. Seine Generation habe sich bemüht, nach berühmten Vorgängern, den Blick offen auf die Natur zu richten, alles zu sehen, alles zu sagen, mit dem Ziele, durch die Wahrheit eine höhere und glücklichere Menschheit zu schaffen. Nicht das Glück habe die Wissenschaft versprochen, sondern die Wahrheit. Es handele sich nun darum, zu wissen, ob man mit der Wahrheit das Glück erreichen könne. Die Natur sei ungerecht und grausam, die Wissenschaft aber scheine auf das abscheuliche Recht des Stärkeren hinzuzielen; dann breche die ganze Moral zusammen. Die Wirklichkeit sei eine Schule der Verderbnis, man müsse sie töten und sie leugnen, da sie nur Hässlichkeit und Verbrechen sei. Und so springe man in das Reich des Traumes, suche der Erde zu entfliehen und das Vertrauen in das Jenseits zu setzen. Aber es gebe noch eine irdische Macht, welche siegreich alles beklemmende Dunkel zerstreue und unsere Hoffnung sei, die Arbeit.

Seinen Zuhörern ruft Zola zu: „Arbeiten Sie, junge Leute! Ich weiss, was dieser Rat Banales hat. Aber ich bitte Sie, darüber nachzudenken. Und ich, der ich nur ein Arbeiter gewesen bin, erlaube mir Ihnen all das Gute zu sagen, das ich aus meiner langen Arbeit, deren Ausführung mein ganzes Leben erfüllt hat, gezogen habe. Der Anfang war hart, ich habe das Elend und die Verzweiflung gekannt. Später habe ich im Kampfe gelebt, in dem ich noch lebe, und wurde angefeindet, Lügen gestraft und geschmäht. Nun, ich habe nur einen Glauben, nur eine Kraft gehabt, — die Arbeit. Die ungeheure Arbeit, die ich mir auferlegt habe, hat mich aufrecht erhalten. Ich habe immer das Ziel, auf das ich lossteuerte, vor Augen gehabt, und das genügte, um mich aufzurichten und um mir den Mut zu geben, immer weiter

zu schreiten, selbst wenn das böse Leben mich niedergeschlagen hatte. Die Arbeit, von der ich spreche, ist die regelmässige Arbeit, die tägliche Aufgabe, die Pflicht, welche man sich auferlegt, sein Werk jeden Tag um einen Schritt vorwärts zu führen. Wie oft habe ich mich des Morgens verbittert und verlorenen Kopfes an den Tisch gesetzt, von irgend einem physischen oder moralischen Schmerz gequält. Und jedesmal war mir, trotz des Widerstandes meiner Leiden, nach den ersten Minuten des Kampfes, meine Aufgabe ein Trost und eine Stärkung."

Bei der gleichen Gelegenheit nennt Zola die Arbeit das einzige Gesetz der Welt, den Regulator, der den organisierten Stoff an sein unbekanntes Ziel führt. Das Leben habe keinen andern Sinn, keinen andern Grund. Wir erscheinen jeder nur, um unser Quantum Arbeit zu verrichten und um dann zu verschwinden. Jenen, welche das Unendliche plagt und welche das Mysterium leidend macht, rät Zola, ihr Dasein mit irgend einer grossen Arbeit auszufüllen; denn diese sei die Balancierstange, welche ihnen erlaubt, gerade und sicher des Weges zu wandeln. Durch die Arbeit werde auch die Frage des höchstmöglichen Glückes auf Erden gelöst. Das nächste Jahrhundert, die unbegrenzte Zukunft, gehöre der Arbeit, dessen könne man überzeugt sein. Besonders tröstlich sei dabei zugleich der Umstand, dass die Arbeit günstig auf den Charakter zurückwirke; ein Mensch, der arbeitet, sei immer gut.*)

In dieser ausserordentlichen Erhebung und Lobpreisung der menschlichen Arbeit steht Zola nicht allein. Die meisten verständigen Menschen aller Zeiten und Völker lobten und loben die Arbeit, erkannten und erkennen ihren Wert, erblicken in ihr mindestens eine harte und gesunde Notwendigkeit. Um aus der neueren Geschichte anderer Nationen nur einige berühmte Namen zu nennen, so haben Thomas Carlyle und Wolfgang Goethe ganz dieselben Gedanken über den Wert der Arbeit geäussert. Von Carlyle ist der Zuruf an die Verzagenden bekannt: „Arbeite und verzweifle nicht!" Und es könnte von ihm eine Menge schönen hierhergehörigen Materiales hier mitgeteilt werden. Was aber Goethe betrifft, so stellt dessen Faustdichtung in ihrem tiefsten Grunde nichts anderes dar, als eine Verherrlichung der menschlichen Arbeit.

Allein es giebt auch Gegner, scharfe, erbitterte, unversöhnliche Gegner, welche die menschliche Arbeit gering achten, wenn nicht gar verwerfen. Und unter ihnen nimmt Leo Tolstoj einen hohen Rang und eine sehr geachtete Stellung ein.

Den Glauben an die Arbeit und an die Wissenschaft, welche das

---

*) Die ganze Rede Zolas findet sich wiedergegeben in der Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen" 1893, Heft 12.

Ergebnis geistiger Arbeit darstellt, hält nämlich Tolstoj nicht für gut.*) Das Wort Wissenschaft hat seiner Vorstellung gemäss eine sehr weite und unbestimmte Bedeutung. Was die Römer für Wissenschaft betrachteten, die Rhetorik, ist für uns, wie Tolstoj sich ausdrückt, nur Firlefanz. Ebenso lachen wir jetzt über die mittelalterliche Scholastik; ebenso wird man in der Zukunft über die heutige Wissenschaft lachen. Die Wissenschaft kann nach Tolstojs Ansicht dem Elend unserer Zeit nicht abhelfen, sondern es nur noch steigern, da sie die Menschen von ihrer wahren Aufgabe ablenkt. Die Wissenschaft ist ihm entweder nur ein unschuldiger Zeitvertreib, oder höchstens ein Werkzeug für das Gute oder Böse, das an und für sich nichts bessern kann. Die Wissenschaft ist ihm nichts weiter, als der Aberglaube der Gegenwart.

Tolstoj erinnert hierbei an die Lehre von Laotse, der zufolge alles menschliche Elend weniger daher rührt, dass die Menschen nicht thaten, was notwendig war, sondern dass sie thaten, was nicht gethan werden sollte. Die Menschen würden sich von allem persönlichen und gesellschaftlichen Elend befreien, wenn sie das nicht thun, was nicht gethan werden soll. So werde vieles gearbeitet in Fabriken, wo Tausende von Menschen ihr Leben ruinieren, um Spiegel, Tabak und Branntwein herzustellen. Aber solche Arbeit dürfe man nicht ermutigen. Eben so wenig dürfe man wissenschaftliches Arbeiten ermuntern, möge dieses sich nun z. B. über die Frage der christlichen Gnosis, oder über den kosmischen Äther, über die orientalische Frage, über die Kräfte der Natur und des Geistes verbreiten. Alle diese Leute, die sich damit beschäftigen, vertrödeln ihre Zeit ebenso, wie andere mit Karten- und anderen Spielen.

Wenn auch die Arbeit für Tolstoj kein offenbares Laster ist, so stellt sie sich ihm doch keinesfalls als eine Tugend dar, eben so wenig, wie die Ernährung eine Tugend ist. Arbeit sei ein Bedürfnis, aber keine Tugend. Nur weil die Menschen durch unnütze und häufig sogar schädliche Arbeit die Widersprüche, unter welchen sie leben, verhüllen, können sie so leben, wie sie es thun. Wenn die Menschen sich nicht dem Egoismus ergeben würden, sondern dem Altruismus, d. i. der Nächstenliebe, wenn die individualistische Lebensweise sich in eine kollektivistische umwandeln würde, so könnte das Leben der Menschen, statt ein elendes zu sein, ein glückliches werden. Wenn dagegen das Leben auf den heidnischen Grundlagen des Kampfes wie bisher fortgeführt werde, so müsse die Menschheit in das grösste Elend geraten; und alle glauben, dass diese Zeit nahe sei.

Wenn die Menschen nur eine Zeit lang aufhören würden, das zu thun, was ihnen Zola und andere raten, dann würden sie sofort

---

*) Siehe z. B. seinen oben erwähnten Aufsatz.

erkennen, dass ihre Lebensaufgabe nicht in dem offenbar trügerischen Streben nach persönlichem, nationalem oder staatlichem Wohl bestehen könne, welches den Kampf gegen andere voraussetzt. Keiner aber habe Zeit zur Besinnung zu kommen, um sich zu fragen, was er thut. Nicht zur Erreichung unserer zufälligen, augenblicklichen und stets den Zielen anderer zuwiderlaufenden Ziele seien wir geschaffen, sondern zur Erreichung der Ziele jener Macht, die uns schuf. Es müssten also alle Menschen, ohne Unterschied der Person, der Familie und der Nationalität, einander zu lieben beginnen. Sie müssten sich besinnen, ihre Lebensauffassung ändern, in ihrer fieberhaften Thätigkeit innehalten und den inneren Sinn ihrer Existenz begreifen. Nur auf diesem Wege könnten die Menschen ihr Heil finden.

Dies sind im wesentlichen die Grundansichten, zu welchen sich in der Frage der Lebensaufgaben der Menschenfreund Leo Tolstoj nach mannigfachen Wandlungen durchgerungen hat und zur Zeit bekennt. Hierbei ist nur unterlassen worden, die Stellung zu schildern, welche dieser Autor gegenüber der geschlechtlichen Liebe und Ehe einnimmt. Daher sei im allgemeinen nur daran erinnert, dass Tolstoj, wie seine Schrift „Kreutzersonate“ am deutlichsten darthut, den ehelosen Stand, der Paulinischen Lehre entsprechend, als den höheren, gottgefälligeren anzusehen geneigt ist.

Überblickt man die bisherigen Betrachtungen, so sind bereits sehr verschiedene, nur in dem Punkte der Nächstenliebe bis zu einem gewissen Grade übereinstimmende Ansichten über die Aufgaben des Lebens bekannt geworden. Welches ist die Richtschnur, der man zu folgen hat? Fügen wir noch hinzu, dass auch die Nächstenliebe schon von hervorragenden Männern, so insbesondere von Fr. Nietzsche, ganz und gar verworfen worden ist, so steigert sich einerseits noch die Verwirrung, andererseits aber auch der Wunsch, sie befriedigend gelöst zu sehen. Sicherlich ist es nicht leicht, mit voller Zuversicht dahin oder dorthin seinen Weg zu nehmen; schwieriger noch und weniger rätlich, tollkühn nach eigenem Ermessen den Schritt zu lenken.

Aber noch ist eine Führerin nicht zu Rat gezogen worden; es ist die Biologie. Auf welchen Pfad wird sie uns führen? Vertrauen wir uns ihrer Leitung an, so erfahren wir zuerst bezüglich der Nächstenliebe, dass jene in der That im Rechte sind, welche die Nächstenliebe verherrlichen. Obwohl ein Kampf ums Dasein besteht, so giebt es dennoch eine Pflicht der Nächstenliebe. Denn die Biologie zeigt uns nicht allein die Blutsverwandtschaft unter den Menschen, sondern beweist uns auch mit aller nur denkbaren Sicherheit, dass der Mensch als Einzelwesen gar nicht bestehen kann, sondern ein sehr abhängiges Glied höherer biologischer Systeme darstellt, zunächst der Familie, sodann grösserer Verbände, gegen welche er die weitgehendsten

Verpflichtungen besitzt. Ebensowenig wie die Nächstenliebe verwirft die Biologie die Wissenschaft. Sie preist vielmehr die Wissenschaft als die grösste und unentbehrlichste Leuchte der Menschheit. Löschen wir diese Leuchte aus, dann ist die ursprüngliche Nacht wiedergekehrt. Nach den Lehren der Biologie ist ferner die menschliche Arbeit als Ganzes nicht allein nicht abzulehnen, sondern als das einzige Mittel anzuerkennen, welches die Menschheit aus tierischer Stufe allmählich emporgehoben hat und fortfährt, sie emporzuheben. Arbeit, geistige und körperliche, ist den Lehren der Biologie entsprechend die höchste Lebensaufgabe; denn sie schliesst alles andere in sich ein.

Im einzelnen gestaltet sich die sehr verwickelte Sachlage folgendermassen.

Der Mensch ist in erster Linie ein lebendes Wesen und teilt diese Eigenschaft mit allen Pflanzen und Tieren. Als lebendes Wesen hat er eine Menge von verschiedenartigen Aufgaben zu erfüllen.

Der Mensch ist in zweiter Linie ein staatenbildendes Wesen und teilt diese Eigenschaft z. B. mit den Bienen. Aus dieser Eigenschaft erwächst eine zweite Klasse grosser Aufgaben, welche sein Gut und Blut in Anspruch nehmen.

Der Mensch ist in dritter Linie ein aufspeicherndes oder akkumulierendes Wesen, welches seit vielen Jahrtausenden geistige und materielle Schätze der verschiedensten Art aufgehäuft hat und damit umgeht, fernerhin solche aufzuhäufen. In dieser Eigenschaft übertrifft der Mensch alle anderen Erdenbewohner im höchsten Grade; weitgehende, unabsehbare Akkumulation unterscheidet ihn von allen übrigen, bildet seine charakteristische Eigenschaft und erfordert zu ihrer Bethätigung geistige und körperliche Arbeit ohne Zahl und Begrenzung.

Auf diese biologische Dreiteilung der Lebensaufgaben ist Gewicht zu legen und daher folgendes im einzelnen darüber auszuführen.

Die Biologie zeigt uns den Menschen wie gesagt zuerst als ein lebendes Wesen, als ein Zoon, in allgemeinster Hinsicht in gleicher Reihe stehend mit den übrigen Zoa der Erde, mit den Pflanzen und Tieren. Aus dieser einzigen Eigenschaft entspringt eine ganze Schar grundlegender Aufgaben, die Arbeiten des Zoon. Wie jedes andere lebende Wesen bedarf der Mensch des Raumes, geeigneter äusserer Lebensbedingungen, der Ernährung, hinreichenden Schutzes; er pflanzt sich durch Substanzteile seines Körpers fort, hat den Kampf um das Dasein zu bestehen und unterliegt schliesslich dem Tode. Schon bei den Tieren ist mit beträchtlichen Unterschieden im einzelnen zur Erfüllung aller zoischer Aufgaben eine ununterbrochene Kette von Arbeit erforderlich, ohne deren Leistung der Untergang erfolgen müsste. Bei dem Menschen aber gestaltet sich nach Massgabe seiner schon anfänglich hervorragenden Stellung in der Natur und seiner späteren Stellung

in der Kultur die zoische Arbeitsleistung zu einer ausserordentlichen Höhe. Dies ist nicht ohne Nutzen. Die Arbeit erzieht den Menschen. Betrachtet man nur die zur Gewinnung der Nahrung erforderliche menschliche Arbeit etwas genauer, so ergiebt sich, dass die menschliche Gesellschaft in den verschiedenen Gegenden der Erde durch die verschiedenartige Entwickelung und geographische Verbreitung der Pflanzenwelt auf die mannigfaltigste Weise entweder gefördert oder gehemmt worden ist. Wo in den heissen Ländern der Erde, wie in den südamerikanischen Urwäldern, die Natur dem Menschen ohne sein Zuthun mit allzu offenen Armen die Früchte in den Schoss wirft, da machte sich die natürliche Trägheit geltend. Die dortigen Menschen verharrten auf dem Zustande der Kulturlosigkeit, oder versanken wieder in Kulturlosigkeit, wie es bei so vielen eingewanderten Europäern der Fall war. In einem Lande, in welchem der Bedarf des Menschen von der Natur nicht mit einiger Mühe abgerungen werden muss, wird ein selbständiges Streben nach vorwärts vergeblich gesucht werden. Der Trieb des Hungers ist der erste und mächtigste Sporn zur Arbeit. Diese aber birgt in sich die Erfahrung und Fortbildung. Wäre uns für die Dauer des Lebens ausreichende Spannkraft mit auf den Weg gegeben worden, wir wären immer in rohen Zuständen verblieben. Merkwürdigerweise wirkt die allzu reiche Ausstattung eines Landes auf den noch im Zustande der Unkultur befindlichen Menschen bis zu einem gewissen Grade in derselben Richtung, wie die allzu karge Ausstattung, d. h. schädlich.

Doch ist die Notwendigkeit einer umfangreichen zoischen Arbeit, zu welcher nach dem Vorausgegangenen auch das ganze Gebiet der zur Fortpflanzung gehörigen Leistungen gerechnet werden muss, im ganzen klar und so leicht einzusehen, dass diese Klasse der Arbeit von den meisten Menschen sogar als selbstverständlich betrachtet zu werden pflegt; es ist daher nicht geboten, länger bei ihr zu verweilen.

Aber der Mensch ist nicht bloss ein lebendes Wesen, sondern auch ein staatenbildendes Wesen, ein Zoon politikon, wie er von Aristoteles, dem Vater der Biologie, in berühmt gewordener Ausdrucksweise genannt worden ist. Daraus ergiebt sich die zweite Klasse umfassender schwerer Arbeiten, welche als politische Arbeiten im allgemeinsten Sinne zusammengefasst und den vorigen gegenübergestellt werden müssen. Mit kaum übersehbaren Anstrengungen und mit den grössten Opfern an Gut und Blut hat der Mensch aus primitiven, immer aber naturgemässen Verbänden allmählich Staaten von mehr oder weniger grossem Umfange und von weitgehender Arbeitsteilung seiner Glieder, sogenannte polymorphe Staaten zur Ausbildung gebracht. Sie auszubilden, zu erhalten, weiter zu entwickeln und gegen feindliche Gewalten zu verteidigen, sind alles Aufgaben gleich schwerer Art. Die Schwierigkeiten,

schon in der Zeit der ersten Gestaltungen unermesslich gross, haben diese Eigentümlichkeit bewahrt bis auf den heutigen Tag, wie der Verlauf der Urgeschichte und der Geschichte auf allen ihren Blättern nur allzu deutlich verkündet.

Doch ist auch die Notwendigkeit der politischen Arbeit, d. i. der im Frieden und im Kriege für Staat und Gemeinde erforderlichen Leistungen, im ganzen leicht ersichtlich. Diese Leistungen sind so notwendig wie der Staat selbst. Nur von dem Werte und der Bedeutung der Verbandwirkungen auf den Einzelmenschen macht man sich in der Regel eine ungenügende Vorstellung. Eine genügende Vorstellung hiervon wird aber sofort gewonnen durch die Kenntnis des Einflusses, welchen die Ausschaltung des Verbandes hervorbringt. Isolieren wir nämlich den Menschen, d. h. stellen wir ihn ausserhalb der unendlich verwickelten Verbandwirkungen, so verbleibt er nachgewiesenermassen auf tierischer, sprachloser Stufe stehen.*) Schon der Einfluss von zwei Menschen aufeinander ist ein äusserst umfangreicher, niemals vollständig untersuchter. Und nun bedenke man das Heer der Einflüsse, welche Millionen von Menschen und schliesslich 1500 Millionen, d. i. die Gesamtsumme jetzt lebender Menschen auf der ganzen Erde, auch nur während der Dauer einer einzigen Generation, aufeinander auszuüben vermögen!

Der Mensch ist aber nicht bloss ein lebendes und ein staatenbildendes Wesen; lebend und staatenbildend sind auch die Bienen, die Ameisen. Was aber den Menschen vor den staatenbildenden Tieren besonders auszeichnet, das ist seine höhere Intelligenz und damit zusammenhängend seine grosse Fähigkeit, Erfahrungen zu machen und festzuhalten, Erfahrungen aneinander zu knüpfen, in Sammlung und Verbindung von Erfahrungen niemals stille zu stehen, sie von Geschlecht zu Geschlecht zu überliefern und zu vermehren. Mit anderen Worten: Der Mensch ist nicht nur ein lebendes und staatenbildendes, sondern auch ein hochgradig aufspeicherndes oder akkumulierendes Wesen, ein Zoon thesaurizon, wie es in aristotelischer Sprache passend ausgedrückt wird. In der Gabe der Aufspeicherung ist der Mensch allen Tieren im höchsten Grade überlegen. Und zwar bezieht sich die Aufspeicherung vor allem auf geistige Güter, aber in grossem Umfange auch auf materielle Güter der verschiedensten Art.

Infolge dieser von Anfang an bis zur Gegenwart fortdauernden Akkumulation von materiellen und geistigen Gütern hat sich allmählich der ungeheure Kulturschatz herangebildet, welcher das Erbteil und den Stolz der Menschheit bildet.

---

*) Ausführlicheres hierüber s. in meiner Schrift: Homo sapiens ferus oder die Verwilderten. Leipzig, 1885, Denicke.

Aus dem gleichen Grunde ist der Mensch vor allen Tieren nicht allein durch den Besitz einer Kultur ausgezeichnet, sondern auch durch ein beständiges Fortschreiten dieser Kultur. Dadurch ist er unter anderem zugleich ein historisches Wesen.

Die akkumulierende Thätigkeit des Menschen ist in der Gegenwart noch nicht zum Stillstande gelangt, sondern sie erstreckt sich fort in unübersehbare Fernen der Zukunft, so dass ein Ende nicht abgeschätzt werden kann.

Wenden wir uns, um nur einen kurzen Ueberblick über das vom Menschen bisher Geleistete zu gewinnen, an die wichtigen Anfänge, so hat der Mensch sich durch akkumulirende Arbeit langsam seine artikulierte Lautsprache geschaffen; denn zuvor war er sprachlos, ein Homo alalus. Durch verknüpfende Thätigkeit hat er auch die künstliche Herstellung des Feuers gelernt; denn anfangs war er ohne Feuer. Welch ein Weg erstreckt sich von dem ursprünglichsten Feuergeräte bis zum heutigen elektrischen Akkumulator. Sehr wohl möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass man dereinst, ja vermutlich schon sehr bald, über die gegenwärtigen Akkumulatoren lachen wird. Aber darüber kann man sich in jeder Hinsicht nur freuen, denn es beweist die Entwickelungsfähigkeit der Kultur. In ähnlicher Weise wie die Herstellung des Feuers lernte der primitive Mensch die Anfertigung von Waffen und Werkzeugen aus Stein und Bein, später aus Metallen. Welch ein Weg von der Pfeilspitze aus Feuerstein bis zum heutigen Schiffstorpedo! Mit vieler Mühe lernte er Töpfe aus Thon, Kleider aus Fellen und Geweben, Kähne aus gehöhlten Baumstämmen anfertigen. Und man vergleiche damit den heutigen Stand der keramischen, textilen und nautischen Industrie! Die ersten Wohnungen legte er in Form von Gruben und Höhlen, von einfachen Zelten und Hütten an; später aber errichtete er den Wunderbau des Parthenon. Tiere hat er gezähmt und zu Haustieren gemacht, Pflanzensamen ausgesäet und die Felder bestellen gelernt. Aus einem Jäger und Nomaden ist er zur Sesshaftigkeit gelangt, hat Städte gegründet und Verteidigungswerke angelegt. Seen und Meere lernte er mit anfänglich unscheinbaren, später hoch entwickelten Fahrzeugen zu durcheilen und die ganze Erde zu bevölkern und in Besitz zu nehmen. Frühzeitig schon hat er den Sternenhimmel zu beobachten, den Gottesbegriff und die Religionen zu entwickeln begonnen. Er bildete staatliche Ordnungen aus und hat die Schrift erfunden. Kunst, Technik und Wissenschaft begannen von kleinen Anfängen aus ihre Blüte zu entfalten und die Erde wohnlicher einzurichten. So hat er durch die akkumulative Thätigkeit der verflossenen Jahrtausende seine Kultur geschaffen.

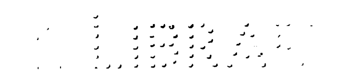
Welche Aufgaben sind aus diesen schwerwiegenden Thatsachen als Pflichten des Spätgeborenen abzuleiten?

Die Aufgaben der jeweiligen lebenden Generation, welche auf den Schultern der vorhergegangenen steht, sind offenbar darin enthalten, in dankbarer Erinnerung an die Altvordern den vorhandenen gewaltigen Kulturschatz nach jeder Richtung hin auf sich wirken zu lassen, ihn würdigen und begreifen zu lernen, ihn, wenn es sein kann, vermehren zu helfen, und ihn auch wieder anderen zu überliefern. In einem bestimmten, für den einzelnen am besten geeigneten Berufe unter den vielen, welche die weitgegangene Arbeitsteilung erforderlich gemacht hat, thätig zu sein, ist dem Spätgeborenen zur Pflicht geworden. So handelt es sich also für ihn um die Leistung erzieherischer, beruflicher und womöglich neuer akkumulativer Arbeit. Zuerst liegt demgemäss die Aufgabe vor, in einem Umfange, wie er sich als möglich und zweckmässig erweist, rezeptiv thätig zu sein, darauf aber es mit produktiver Arbeit irgend welcher Art zu versuchen. In den früher genannten drei Richtungen spielt sich alle diese Arbeit ab.

An die Kenntnis dieser Verhältnisse haben sich nun einige Fragen allgemeiner Art anzuschliessen, welche im Laufe der Zeit eine verschiedene Beantwortung erfahren haben und einer Beleuchtung vom biologischen Standpunkte aus dringend bedürfen.

Ist die menschliche Kultur eine krankhafte Erscheinung und nur der ursprünglich kulturlose Zustand der gesunde? Es glaubten früher und glauben noch heutzutage manche, diese Frage bejahen zu müssen, andere verhalten sich zweifelnd und unsicher. Aber es bedarf nur einer geringen Vertrautheit mit den biologischen Grundlagen, um die Überzeugung zu gewinnen, die Kultur sei die notwendige Folge der menschlichen Organisation und passender äusserer Bedingungen. Der Nichtbesitz geistiger und materieller Güter ist kein Zeichen von Gesundheit, ihr Besitz kein Zeichen von Krankheit, sondern jener ist ein früherer, niedriger, dieser ein späterer, höherer, entwickelterer Zustand. Die gegenteilige Annahme wäre gleich der Behauptung, das Ei sei eine gesunde, die aus ihm hervorgegangene Henne dagegen eine krankhafte Erscheinung. Dem gegenüber ist also festzuhalten, Kultur sei etwas Gesundes, gleich der Organisation des Menschen.

Befindet sich der Kulturmensch im Zustande der Domestikation, gleich einem Haustiere? Und muss er Haus und Hof verlassen, die Wälder aufsuchen und in diesen sein Dasein verbringen? Die Frage steht in naher Beziehung zur vorigen, aber auch die Antwort. Weil der Mensch in Häusern wohnt, ist er noch kein Haustier. Aus freiem Entschlusse und mit guter Überlegung hat er sich allmählich bessere, schützendere und der Gesundheit zuträglichere Wohnungen bauen gelernt, als der Wald und das Feld zu bieten vermag. Wohl giebt es noch schlechter, gesundheitschädlicher Wohnungen genug in Stadt und Land; aber man kennt genau die Eigenschaften gesunder



Wohnungen und hat die Aufgabe vor sich, statt schlechter gute zu erbauen.

Ist also mit der Kulturarbeit in derselben Richtung *weiterzufahren*?

Hierüber kann kein Besonnener im Zweifel sein. Wenn auch einzelne Auswüchse und Schäden zugegeben werden müssen, so darf aus ihnen doch nicht das Recht einer Verwerfung der Gesamtkultur abgeleitet werden. Die Kultur regelt sich im ganzen nach den Bedürfnissen des Menschen. Wo Auswüchse und Schäden vorhanden sind, da ist eben an deren Beseitigung zu arbeiten. Mit der Schwierigkeit und Ausdehnung der Arbeit wächst auch die Schwierigkeit der *Organisation* der Arbeit. Diese Organisation möglichst zu vervollkommnen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Gegenwart; sie zu lösen, müssen die Kommunen alle Anstrengungen machen.

Liegt aber nicht Grund zu der Besorgnis vor, die Kulturlast werde in der Zukunft zu gross werden und den Menschen *erdrücken*?

Hierauf ist zu antworten, der Kulturschatz sei nicht mit der physikalischen Wage abzuwägen. Vielmehr ist die Kultur weit richtiger eine *Kraft* zu nennen, als eine Last. Wie das Auge zum Lichte geboren ist, in dunkler Nacht sich schwer bedrückt fühlt und den Sternenhimmel und den frohen Tag begrüsst, so ist der Geist für das Licht der Kultur geboren und er hasst das Dunkel der Unwissenheit. Zum Glück hat sich nicht schon der Mensch der Steinzeit ängstlich die Frage vorgelegt, ob es nun, da man Steinbeile herstellen könne, mit der Kultur nicht völlig genug sei. Hätte er sich die Frage vorgelegt und entschlossen mit einem *Halt!* geantwortet, dann würde späterhin niemand nötig gehabt haben, sich nach der Steinzeit zurückzusehnen. Wir Spätergeborenen wollen dem Menschen der Steinzeit nicht nachstehen, nicht verzagen inmitten der manchem drückend erscheinenden Schätze, nicht die Hände müssig in den Schooss legen, sondern gleich ihm auch fernerhin rüstig sein in der Arbeit. Haben wir nur die Gegenwart richtig erfasst, dann wird es auch unseren Nachkommen in der Zukunft nicht bange werden; sie selbst werden richtig für sich zu sorgen wissen, wie wir für uns zu sorgen gewusst haben.

Aber steht es nicht schlimmer noch mit dem menschlichen *Glücke*?

Die Wissenschaft hat zwar das Glück nicht *versprochen*. Hat sie es gleich nicht versprochen, so hat sie sich doch mit ihm zu beschäftigen. Sie hat alles gethan, wenn sie uns zu zeigen vermag, worin das Glück beruht, und auf welchen Wegen es zu erreichen ist.

Auch in die Lösung der Frage des Glückes mischt sich die Biologie ein, indem sie uns mahnt, das Glück nicht auf Bahnen und nicht in Dingen zu suchen, welche der menschlichen Organisation zuwider-

laufen. Man darf die menschliche Natur weder zu hoch, noch zu niedrig fassen. Wird sie zu hoch gefasst, dann ist Pessimismus die unausbleibliche Folge. Wird sie zu niedrig gefasst, dann folgt Versumpfung in der Niedrigkeit.

Viele nämlich denken vom Glück etwa wie Bentham (1748 bis 1832), in dessen Werken sich die am weitesten verbreitete Anschauungsweise seiner Zeit getreu wiederspiegelt. Bentham lehrt: „Suche dein Leben, das nun einmal gelebt werden muss, so angenehm wie möglich zu gestalten. Strebe nach möglichst viel Lustempfindungen. Meide alles, was dir Unlust bringt. Thue das Gute; denn ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Meide das Böse; denn ihm folgt die Strafe und das Übel auf dem Fusse. Die erste Tugend ist die Klugheit. Wäge klug ab, ob dir ein Ding mehr Schmerz oder Freude bereitet, und du wirst finden, dass der am meisten Freude hat, der am mässigsten ist und sich selbst beherrscht.“ *)

Man erkennt, dass in dieser Lehre letztem Teile, welcher der bessere ist, sich im wesentlichen der Standpunkt des im letzten Jahrzehnt so vielfach untersuchten Buddhismus**) wiederspiegelt. Aber der Buddhismus steht von allen Religionen mit den Lehren der Biologie im schroffsten Widerspruche. Den Lehren der Biologie zufolge ist das Leben ein Kampf, eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Arbeit, welche das ganze Maass der dem Menschen verliehenen Kräfte in Anspruch nimmt; keine träge Ruhe, sondern frische, kräftige Bewegung.

Der Buddhismus erblickt das Glück in der Freiheit von Schmerz; die Biologie dagegen erblickt das Glück in der That. Sie stellt dem Menschen viel höhere Freuden in Aussicht, als welche bloss sinnliche Genüsse gewähren, die nur als Nebendinge sich geltend machen können; sie zeigt dem Menschen viel höhere Ziele, als den Sinnengenuss, der nur die niedrigere Seite der menschlichen Natur in Anspruch nimmt, während die höhere dabei leer ausgeht. Sie zeigt nämlich das Glück in dem erhebenden und süssen Bewusstsein, die Fülle von Aufgaben, welche dem Menschen zugeteilt worden sind, erkannt und nach Kräften den eigenen Teil dieser Aufgaben bewältigt zu haben. Wie die Kultur, so ist nach ihren Lehren auch die Arbeit Kraft, nicht Last, und nur die volle Bethätigung dieser Kraft harmoniert mit der menschlichen Organisation.

Fassen wir zusammen, so ist die Frage nach der obersten Lebensaufgabe des Menschen bereits entschieden. Wie die vorausgegangenen Betrachtungen zeigen, ist die Arbeit, die geistige und körperliche, in

*) Vergl. Chr. Rogge, Ein Gedenkblatt zur 100. Wiederkehr des Geburtstages von Th. Carlyle. Göttingen 1895.

**) Buddha, von Oldenberg 1895.

den drei früher bestimmten Richtungen, die wichtigste Lebensaufgabe, das oberste biologische Gebot des Menschen.

Arbeit war die Bedingung seiner Menschwerdung, seines Fortschrittes, seiner geistigen und körperlichen Gesundheit. Dieses aus der Erfahrung gewonnene Ergebnis kann nicht überraschen, es stimmt zusammen mit dem Wesen der menschlichen Organisation. Ohne Arbeit wäre er auf tierischer Stufe stehen geblieben. Auch jetzt noch geht er ohne Arbeit zu Grunde, oder verharrt auf tierischer Stufe.

Auch die von unseren Dichtern und von den Religionen zur Niederhaltung der Selbstsucht in den Vordergrund gestellte Nächstenliebe wäre ohne Bethätigung durch Arbeit, wie sie selbst ja betonen, eine leere Heuchelei. Und auf der anderen Seite: Ist nicht die wichtigste Form der Arbeitsleistung an Unglückliche und Bedürftige anerkanntermassen gerade die, ihnen geeignete Arbeit zu ermöglichen?

Das biologische Ergebnis ist hiernach ein anderes, als viele für die oberste Lebensaufgabe halten. Das oberste biologische Gebot lautet: Du sollst arbeiten!

Bis hierher war die Rede von der Arbeit im allgemeinen und von der Arbeit des Mannes.

Soll auch das Weib arbeiten?

Mit dieser Wendung stehen wir vor der vieluntersuchten Frauenfrage. Die gestellte Aufgabe wäre nur halb erledigt, wenn die Frauenfrage übergangen würde; denn der Mensch besteht aus Mann und Weib. Man darf die Frage der Lebensaufgaben nicht bloss in Bezug auf den Mann betrachten, sondern muss sie auch in Bezug auf das Weib untersuchen; sonst würde man sich eines einseitigen Verfahrens schuldig machen und zugleich eine der interessantesten Erscheinungen der Gegenwart unbeachtet lassen. Man darf aber dieser Erscheinung nicht zaghaft aus dem Wege gehen; man muss sie vielmehr aufsuchen, statt sie zu vermeiden. Man darf aber andererseits die Frauenfrage nicht ohne Beziehung zur Frage der gesamten menschlichen Arbeit untersuchen, wenn man nicht Gefahr laufen will, sich in Irrtümer zu stürzen. Auf dem Hintergrunde der bisherigen Darstellung also muss sich die Frauenfrage in aller Deutlichkeit und Klarheit abheben. Denn hier liegen alle Zusammenhänge vor, welche die Frage mit anderen Gebieten verknüpfen. Noch hat sich die Biologie im ganzen wenig mit der Frauenfrage befasst. Aber die Zeit ist gekommen, wo sie sich energischer mit ihr beschäftigen und ein Scherflein zu ihrer Lösung beitragen muss.*)

---

*) Vergl. die zutreffenden Darlegungen von Robby Kossmann, Die Frauenfrage und der Darwinismus. In „Nord und Süd“, April 1894.

Eine merkwürdigere Litteratur als über die Frauenfrage giebt es gar nicht. Sie ist viel zu umfangreich, als dass auch nur entfernt daran gedacht werden könnte, sie bei dieser Gelegenheit im ganzen zu behandeln. Nur von dem Anfang und dem augenblicklichen Ende dieser Litteratur sei je eine Schrift in Betracht gezogen. Die eine ist Jean Paul Fr. Richters „Levana" (1807 in erster, 1814 in zweiter Auflage erschienen); die zweite T. W. Higginsons „Die Frauenfrage und der gesunde Menschenverstand", zweite Auflage, ins Deutsche übertragen von Eugenie Jacobi, 1895. Von 1814 bis 1895 ist keine lange Spanne Zeit; aber sie hat, vor allem in ihrer zweiten Hälfte, eine erstaunliche Menge von bezüglichen Schriften hervorgerufen.

Richters „Levana" behandelt in ihrem 4. Bruchstücke die Mädchenerziehung. Im § 89 ist zu lesen: „Allein bevor und nachdem man Mutter ist, ist man ein Mensch; die mütterliche Bestimmung aber, oder gar die eheliche, kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muss das Mittel, nicht der Zweck derselben sein."

Man kann diese Stelle, wenn sie ausserhalb des Zusammenhanges gelesen wird, leicht missverstehen. In der That haben sich Anhänger der Frauenemanzipation öfters missverständlich auf sie berufen und die Stelle wörtlich angeführt. Richter ist aber weit entfernt davon, dem mütterlichen oder ehelichen Berufe den Krieg zu erklären und er würde sich im Grabe umdrehen, wenn er erführe, wozu man jene Stelle schon benützt und dass man ihn als Verfechter der Frauenemanzipation citiert hat. Richter will weiter nichts, als eine verständig geleitete und gediegene Erziehung nicht allein der Knaben, sondern auch der Mädchen. Was er will, geht am deutlichsten hervor aus den Worten, welche er der Erziehung genial veranlagter Mädchen widmet.

Selbst die Erziehung genial veranlagter Mädchen will Jean Paul auf keiner anderen Grundlage geleitet wissen, als auf der gewöhnlichen, indem er sagt (Levana § 100):

„Man könnte noch über die Erziehung genialer Weiber nachforschen; und für sie noch eine besondere erfordern. Ich aber will für sie noch stärker auf der gewöhnlichen, die ein Ballast und Gegengewicht ihrer Phantasie ist, bestehen." —

„Aber muss gleichwohl ein genialer Mann auch ein Mensch und ein Bürger, und soll er womöglich ein Vater sein: so kann eine Frau sich nicht durch Genialität über ihr noch bestimmteres Lebens-Tagwerk erhoben dünken." —

„Die Frau ist zur Vesta oder Vestalin des Hauses, nicht zur Ozeanide des Weltmeers bestimmt; je voller des Ideals sie ist, desto mehr muss sie streben, sich in der Wirklichkeit, wie das Ideal der Ideale, Gott, sich in der Welt auszudrücken; und etwa eine Tochter, wie dieser ein Menschengeschlecht, zu erziehen. Kann ein Dichter

eben so gut in der Enge der niederländischen Schule als im Horizonte der italienischen sein Ideal aussprechen: warum sie nicht ihres in der Küche, Keller und Kinderstube?"

„Nie kann eine Frau vergessen zu lieben, sie möge dichten oder herrschen."

„Vereinigen geniale Frauen die weibliche Bestimmung mit der genialen: so kommt ein hohes seltenes Glück in ihr Herz."

Dies ist Jean Pauls Auffassung von der Bestimmung des Weibes, des Geisteshelden, des Dichters mit dem tiefen Herzen und dem klaren Verstande; und man erkennt, er sei sehr weit entfernt davon, ein früher Vertreter der Frauenemanzipation genannt werden zu dürfen; sehr weit entfernt von einer Billigung der unmittelbaren und allgemeinen Beteiligung des Weibes an den Geschäften der Politik, der Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung und Vaterlandsverteidigung. Er kann als ein früher Vorkämpfer der Frauenbewegung in keiner Weise betrachtet werden.

T. W. Higginson dagegen ist ein Verteidiger der Frauenemanzipation und führt auf S. 123 seines Werkes die Ansicht eines Gegners dieser Bewegung an, nämlich die Ansicht Napoleons I. Diese lautet: „Die Frau ist dem Manne gegeben worden, damit sie Kinder hervorbringe. Dieser Zweck macht uns aber keineswegs zu ihrem Eigentume, sondern sie im Gegenteile zu dem unsrigen. Sie gehört uns so bedingunglos an, wie der Fruchtbaum dem Gärtner."

Higginson macht es sich sehr leicht, diese Sätze zu widerlegen. Eben so leicht macht er es sich mit der Widerlegung der hierhergehörigen Anschauungen von Charles Darwin und Thomas Huxley. Higginson tritt so unumwunden für alle von den Frauen nur gewünschten Rechte in die Schranken, dass man fast versucht sein könnte, ihn auf kurze Zeit selbst für eine schriftstellernde Dame zu halten. Oder vielmehr, er ist geneigt, ohne viel Umschweife Mann und Weib füreinander gleich zu halten und das Gewicht biologischer Thatsachen zu unterschätzen. Bei dem Lesen der Überschrift seines Werkes könnte man glauben, er führe den gesunden Menschenverstand als Beweismittel der Trennung beider Geschlechter an. Allein man erfährt zu seiner Verwunderung alsbald das Gegenteil. Er kehrt den Spiess um und lässt den gesunden Menschenverstand schon beweisen, die Frau sei ein Mann.*)

Doch wenden wir uns nunmehr zur Sache.

Man pflegt die Frauenfrage zu bezeichnen als eine Frage des

---

*) Ich habe seitdem Gelegenheit gehabt, über T. W. Higginsons Stellung in der Litteratur Genaueres zu erfahren und dabei zugleich zu ersehen, dass der Autor in der That eine Dame ist.

Erwerbes, der Sittlichkeit und der Erziehung. Man kann sie noch kürzer eine Frage der Arbeit nennen.

Zunächst erscheint es beinahe unhöflich, dem Weibe Arbeit zuweisen zu wollen. Aber es gilt für die Frau das gleiche biologische Gesetz wie für den Mann: Ohne Arbeit ist auch das Weib dem Untergange verfallen.

Die Frage, ob auch das Weib arbeiten solle, ist also zu bejahen. Aber im Zusammenhang mit der besonderen Organisation und besonderen Naturstellung des Weibes haben notwendigerweise auch besondere Regeln in die Ausgestaltung des weiblichen Arbeitsplanes einzugreifen. Dieser muss der Natur des Weibes angepasst sein. Der Arbeitsplan des Mannes kann nicht einfach auf das von ihm verschiedene Weib übertragen und darf nicht einfach von dem Weibe nachgeahmt werden. Eine so grosse Thorheit es wäre, den fertigen Arbeitsplan des Weibes auf den Mann übertragen zu wollen, ein ebensolcher Missgriff ist das umgekehrte Verfahren. Wären Mann und Frau einander gleich, so würden gar keine verschiedenen Bezeichnungen für beide erforderlich gewesen sein. In unbewusster Weise hat man aber ehedem die Unterschiede für gross genug befunden, um beide verschieden zu benennen. Aber auch jetzt noch ist es eine leichte Aufgabe der Biologie, die körperlichen und psychischen Unterschiede beider Geschlechter und ihre verschiedenen Entwickelungsbahnen darzulegen. Beachtet man diese Unterschiede nicht, so findet eine völlige Verrückung der Grundlagen statt.

Die menschliche Kultur, wie sie gegenwärtig vor unseren Augen liegt, ist fast ausschliesslich das Werk des Mannes. Er ist der Schöpfer, der Träger und der Vermittler seiner Kultur. Ohne seine Kraft würde die menschliche Kultur, die vor uns liegt, nicht sein. Dies ist so gewiss und so handgreiflich, dass man daraus schon Veranlassung genommen hat, den Mann, bis zu einem gewissen Grade mit Recht, als Kulturwesen, das Weib aber als Naturwesen zu bezeichnen, Ausdrücke, mit welchen ein auffälliger funktioneller Gegensatz in Schlagwörtern hervorgehoben werden soll. Mit diesem Gegensatze ist jedoch dem Weibe weder ein Vorwurf gemacht, noch weniger eine untergeordnete Stellung angewiesen. Das Weib ist nämlich in indirekter Weise sehr stark an der Ausbildung und dem Inhalt der Kultur beteiligt. Durch andere Leistungen, als durch unmittelbare Kulturthätigkeit hat es seinen Anteil an der Entstehung und Richtung der Kultur genommen. Das Weib wirkte überhaupt immer mehr durch das, was es ist, als durch das, was es für die Kultur direkt leistete. Zur vorhandenen Kultur hat sich das Weib geradezu mehr als eine Göttin, wie als ein Mensch verhalten. Der Mann dagegen war sehr oft nur das ausführende, wenn auch ein intelligentes Werkzeug. Ohne das

Weib würde die Haupttriebkraft der Kultur fehlen. Um des Weibes willen sind ganze Gebiete der Kultur entwickelt worden, die sonst nicht vorhanden wären. Ohne das Weib würde die gesamte Kultur gewissermassen des Herzens entbehren.

So ist es gewesen von Anbeginn bis zur Gegenwart. So wird es aller Wahrscheinlichkeit nach auch in der Zukunft bleiben. Der Mann wird für den Fortschritt der Kultur den Geist, das Weib das Herz spielen lassen und einzusetzen haben.

Damit ist jedoch nicht gemeint, dass das Weib alle Arbeit dem Manne zu überlassen und selbst von aller Arbeit zurückzutreten habe. Im Gegenteil, das Gesetz der Arbeit bindet auch das Weib. Es hat in den gleichen drei Richtungen Arbeit zu leisten wie der Mann, aber modifiziert durch die Natur des Weibes.

Lassen wir das naturgemässe Leben der Frau an unserem Auge vorüberziehen, so nehmen wir sofort wahr, dass die Natur, weit entfernt, das Weib von Arbeit zu entbinden, ihm im Gegenteil ausserordentliche Lasten von Arbeit auferlegt habe. Dies geschieht auf dem grossen Gebiete der Fortpflanzung. Schon vorbereitend ist das ganze Leben des Weibes während seiner Blüte durchzogen von periodischen Thätigkeiten, welche dem gleichen Gebiete angehören. Es folgt darauf die Aufgabe, die Frucht zur Entwickelung, zu einem bestimmten Grade der Reife zu bringen, unter schweren Schmerzen zu gebären, das Neugeborene lange Zeit hindurch mit eigener Brust zu ernähren, das Kind während vieler Jahre sorgsam zu überwachen, zu pflegen, zu erziehen, mit ganzer Lebenswärme und Liebeskraft für dasselbe einzutreten. Das sind gewaltige Leistungen, die kaum an etwas anderes denken lassen können. Der ganze Körper des Weibes trägt denn auch die Spuren und das Gepräge seiner der Fortpflanzung dienenden Hauptaufgaben unverkennbar an sich. Ohne letztere wäre das Weib überhaupt nicht vorhanden. Beherzigt man diesen Umstand, so ist schon viel gewonnen.

Selbst Kaiserinnen verschmähen es nicht, die natürlichen Forderungen zu erfüllen und das Kind mit eigener Brust zu stillen. Ein solches Beispiel wird überall im Volke und in allen Bevölkerungsklassen verstanden werden.

Vielleicht wird auch einmal in später Zukunft eine Fürstin gesehen werden, welche eine andere biologische Pflicht gegen sich selbst erfüllt, nämlich die Schnürbrust, das Korset, verschmäht und dadurch jener gefährlichen Stahlumpanzerung und mörderischen Einschnürung des weiblichen Rumpfes im Volke das längst verdiente Ende bereitet.

Nicht immer haben Männer eine genügende Vorstellung von der Grösse der Leistungen des Weibes auf dem Gebiete der Fortpflanzung; denn die meisten stehen der Biologie in Sirius-Fernen gegenüber. Aber man darf sie an das berühmte Wort der Medea erinnern:

„Dreimalige Feldschlacht ertrüg ich lieber wohl, als ein einzig Wochenbett!"

Doch nicht bloss auf dem Gebiete der Fortpflanzung hat das Weib schwere Aufgaben zu erfüllen und Arbeiten zu leisten. Es hat vielmehr auch die im allgemeinen nicht leichte häusliche Pflege des Mannes und überhaupt den grössten Teil der ganzen Hauswirtschaft übernommen. So spielt sich im Schosse der Familie, am häuslichen Herde unablässig ihre aufopferungsvolle und wichtige Thätigkeit ab. Von dieser letzteren aber hängt schliesslich das Wohl aller Glieder der Familie, ihr eigenes eingeschlossen, in erster Linie ab.

Im Anblick dieser Aufgaben wird man sich sicher, kleinmütig geworden, ohne weiteres zu der Frage gedrängt fühlen: Kann das Weib noch mehr leisten? Soll es noch mehr leisten?

Familienmütter wünschen sich nur selten noch Thätigkeiten, welche über diesen Bereich hinausgehen. Sie sind in der Regel glücklich in der Erfüllung der von ihnen übernommenen häuslichen Pflichten und werden von diesen durchgehends bis an das Maass ihrer Kräfte in Anspruch genommen.

In der That bleibt ihnen für noch andere schwere Leistungen weder Kraft, noch Zeit. Und wo trotzdem gewaltsam, sei es aus Not oder aus anderen Gründen, noch andere schwere Aufgaben in ihren Kreis gezogen werden, da treten die Folgen der Überbürdung auf: Nervosität, Krankheit, Lebensüberdruss. Die häuslichen Pflichten bleiben unerfüllt und das Familienglück fällt der Zerrüttung anheim. Jedem Organismus ist nur ein gewisses Maass von Kräften verliehen. Wird dieses Maass überschritten, so wird damit auch die Elastizitätsgrenze dieses Organismus überschritten und es erfolgt sein Bruch. Zweifellos haben alle diese mit übermässigen Bürden beladenen Personen den besten Willen. Aber mit dem guten Willen allein ist der Sache nicht gedient und nicht dem Thätigen; unrecht geleitet führt auch der beste Wille zum Verderben und stürzt in den Abgrund.

Aus der Naturstellung des Weibes ergeben sich mehrere wichtige Schlussfolgerungen:

Das Weib muss alles Rechtmässige thun, um zur Ehe zu gelangen. Es muss ebenso alles Ungeeignete vermeiden, wodurch es gehindert werden könnte, in die Ehe zu treten. Es muss ferner in möglichst genügender Weise auf seinen Hauptberuf, die Ehe und die damit übernommenen Aufgaben, vorbereitet werden.

Auch der Mann muss das Seinige nach Kräften thun, um dem Weibe zur Ehe zu verhelfen. Und er muss seinerseits alles vermeiden, wodurch das Weib gehindert werden könnte, in die Ehe zu treten.

Es giebt an allen Orten Männer genug, wohlbeschaffen an Körper und Geist, in auskömmlicher Erwerbsstellung, unverheiratet und das

Weib verschmähend! Für ein Weib kann es kaum einen niederbeugenderen, schmerzlicheren und herberen Anblick geben, als diese Wahrnehmung. Das Weib muss sich und seine ganze Naturstellung, in die es von höherer Macht gesetzt ist, notwendigerweise dadurch entwertet fühlen. Es muss durch seine Verwerfung von Seiten des Mannes zur Selbstverwerfung kommen, ohne dass es will, und zu dem Versuche schreiten, das Weib in sich zu töten und sich zum neutralen Menschen zu verändern, welcher gegen den ebenfalls zum Neutrum gewordenen Mann in Kampfstellung einzutreten hat. Thränen des Weibes, aus diesem Grunde geweint, sind schwerere Anklägerinnen des Mannes, als sie irgendwo sonst gefunden werden können.

Nur jenes Weib kann wirklich glücklich werden, welches in die Lage kommt, seinen natürlichen Beruf, Ehe und Mutterschaft, erreichen zu können. Wo aber dieser natürliche Beruf nicht erreicht werden kann, da müssen Ersatzberufe an die Stelle treten.

Hieraus ergiebt sich, was ein kinderloses Ehepaar, das nicht zur Auflösung der Ehe schreiten will, von richtigen biologischen Grundlagen geleitet in erster Linie thun kann, um dennoch Familienglück zu finden. Es muss daran denken, fremde kleine Weltbürger anzunehmen und zu erziehen. Denn dies ist der natürlichste Ersatz. Statt der natürlichen tritt die Ersatzmutterschaft ein. Ist sie auch der natürlichen nicht gleichwertig, so ist sie doch ausserordentlich viel vollkommener als keine, vermeidet Unheil und führt sehr oft das Glück herbei.

Ein Weib, welches nicht zur Gründung einer Ehe gelangen kann, sich aber in günstiger Vermögenslage befindet, thut gut, in ähnlicher Weise zu handeln. Unverheiratet und ohne Kind wird es den natürlichsten Ersatz für ein eigenes Kind in der Annahme eines anderen Kindes und in dessen Erziehung finden. So zieht sie kräftigen Willens den grössten Teil des Glückes herbei, das ihr versagt war. Denn sehr bald wird sie dazu gelangen, das fremde Kind wie ein eigenes zu lieben.

Was aber soll ein mittelloses verheiratetes Weib unternehmen, welches mit Kindern gesegnet ist und zugleich an den Erwerb denken muss? Hier giebt es keine rechte Hilfe, denn hier beginnt bereits die Untergrabung der Familie und die Zertrümmerung des Familienglückes. Ja in der Mehrzahl der Fälle gelangt das Familienglück zum vollen Untergange. Unwillkürlich bringt dieser Zustand Schillers Lied von der Glocke in Erinnerung. Nur ist jetzt zu setzen, woran Schiller damals noch nicht denken konnte:

> „Die Frau muss hinaus ins feindliche Leben,
> Muss wirken und streben und pflanzen und schaffen,
> Erlisten, erraffen, muss walten und wagen,
> Das Glück zu erjagen."

Man hat geglaubt, durch halbtägige Erwerbsarbeit, sogenannte Halbschichtarbeit der Frau, in oder ausser dem Hause, dem Unheil steuern und dem Verfall der Familie begegnen zu können. Besser wohl ist ein anderer, ebenfalls zu demselben Zwecke gemachter Vorschlag, Arbeiterinnen in Fachvereinen mit männlichen Arbeitern zu Organisationen zu vereinigen. Denn dadurch würden die Arbeiterinnen doch wenigstens in den Stand gesetzt werden, ihre Arbeit nicht allzu billig, sondern zu demselben Preise zu verkaufen wie die Männer, während sie für sich allein sehr leicht, ja gewöhnlich in die Lage geraten, ihre Arbeit zu Spottpreisen verwerten zu müssen.

Vom biologischen Standpunkte aus muss man aber gegen die Berechtigung von Ehen, in welchen Mann und Frau dem Erwerbe nachzugehen gezwungen sind, um nur leben zu können, Bedenken erheben. Der Arbeitsgehülfe, welcher beabsichtigt, eine Ehe einzugehen, ja jeder Heiratskandidat, muss daran erinnert werden, dass die Ehe eine Verbindung ist, welche die Nachkommenschaft zum Ziele hat und nicht die eigene Versorgung; dass er allein für den Erwerb zum Unterhalt der Familie aufzukommen die Pflicht hat; und dass, wenn er diese Aufgabe voraussichtlich zu erfüllen nicht imstande ist, die Bedingungen zur Gründung einer Familie vollständig fehlen. Viele Arbeiter beginnen das auch selbst einzusehen, noch mehr die Arbeiterinnen, da sie es in erster Reihe sind, welche dem Verhängnis zum Opfer fallen werden. Unter unzureichenden Bedingungen wird, was zum Heile beider ausschlagen sollte, die Ehe, dieser so bedeutungsvolle, aber auch schwere Stand, ihnen und ihren Kindern zum Verderben. Unmündigen Knaben also das Recht der Verehelichung zu versagen, scheint Pflicht. Was soll aus dem Weibe, was insbesondere aus den Kindern werden, die sich selbst oder schlechten Beispielen überlassen aufwachsen, während ihre Eltern vom frühen Morgen bis zum späten Abend auswärts und an verschiedenen Orten dem Erwerbe nachgehen, um sich und die Kinder bloss des Nachts, von Arbeit übermüdet, sehen zu können? Und wenn selbst Kinderhorte die Kinder alle in ihre menschenfreundliche Pflege aufnehmen könnten, was hat es für eine Bewandtnis mit dem Familienglücke der Eltern und der Kinder?

Unbemittelte verheiratete Frauen, welche genötigt sind, auf Erwerb auszugehen, giebt es in allen Kulturländern in grosser Zahl. Hierher gehören auch unbemittelte Wittwen, die für sich und ihre Kinder auf Erwerb des Unterhaltes ausgehen müssen. Grösser noch, wenn wir vom 16. Lebensjahre an die Zählung beginnen lassen, ist die Anzahl unbemittelter unverheirateter Frauen, für welche es Zwang oder Pflicht ist, einen Erwerbsberuf aufzusuchen. Aber auch vermögende junge Mädchen sind zur Arbeit anzuhalten und für einen Beruf zu erziehen.

Hieraus geht hervor, dass alle jungen Mädchen zur Arbeit zu bestimmen sind. Dies ist auch gut, denn sie werden nur auf diesem Wege glücklich werden können.

Es versteht sich von selbst, dass in einem Kulturlande an den Mädchen zuerst erzieherische Arbeit geleistet werden muss. Die Pflicht gebietet, die vorhandenen Kulturschätze nicht bloss auf die Knaben, sondern auch auf die Mädchen wirken zu lassen, in einem Umfang und mit einer Auswahl, welche eine vernünftig geleitete Erziehungslehre zu bestimmen hat. Ohne genügende Bildung kann in einem Kulturlande ein Mädchen seine Aufgaben nicht erfüllen.

Sind einmal die heranwachsenden Mädchen zu Kulturmenschen herangebildet worden, so beginnt die vorbereitende Berufsarbeit an sie heranzutreten. Für alle gesunden Mädchen ist die Möglichkeit offen zu halten, ihren natürlichen Beruf, die Ehe, zu erreichen. Deshalb müssen alle zu ihrem natürlichen Berufe herangebildet werden; die einen als Dienerinnen in Familien, die anderen ebendaselbst und in Haushaltungsschulen.

Da aber kein Mädchen von vornherein wissen kann, ob es seinen natürlichen Beruf erreichen wird, so müssen alle jene, welchen eine Erwerbspflicht zugefallen ist, nicht bloss zur Haushaltung vorbereitet werden, sondern auch zu einem Erwerbsberufe. Selbst vermögende Mädchen dürfen sich nicht damit begnügen, bloss Haushaltungsschulen zu besuchen; auch sie müssen sich noch einem besonderen Berufe widmen, wenn dieser auch nicht notwendig ein Erwerbsberuf zu sein braucht; aber es muss ein Beruf sein, in welchem sie die ihnen verliehenen Kräfte zu bethätigen in den Stand gesetzt werden.

Welchen besonderen Beruf nun auch ein Mädchen ergreifen mag, unter allen Umständen muss er der weiblichen Natur entsprechen und darf ihr nicht zuwiderlaufen. Es muss ferner ein solcher Beruf sein, welcher dem Mädchen jederzeit gestattet, ihn zu verlassen, um ungebrochen an Geist und Körper an seinen natürlichen Beruf, die Ehe, herantreten zu können.

Für jedes Mädchen liegt also die doppelte Aufgabe vor, sich die Aussicht auf die Ehe niemals zu versperren, aber auch sich niemals auf die Ehe allein zu verlassen.

Welches sind besondere weibliche und welches männliche Berufe?

Es ist zu bedauern, dass eine Scheidung der Berufe nach diesem Gesichtspunkte noch nicht so durchgeführt worden ist, wie es wünschenswert wäre. Wenn eine scharfe Grenze sich auch nicht ziehen lässt, so lässt sich im allgemeinen doch sagen, dass schwere, körperlich und geistig die ganze männliche Kraft in Anspruch nehmende Berufe für das Weib nicht geschaffen sind. Diese sind dem Manne vorzubehalten.

Schwere körperliche und geistige Berufe unterschiedslos Männern und Frauen zuzumuten, würde nicht bloss fehlerhaft und schädlich, sondern auch nicht würdig und nicht männlich sein. Nur wo es probeweise, in Form einer Experimentaluntersuchung geschieht, da ist über die Zulässigkeit natürlich nicht zu streiten.

Schwere körperliche Berufe brauchen nicht aufgezählt zu werden, denn zu dem Berufe eines Holzfällers, Steinbrechers, Strassenpflasterers, Fleischers u. s. w. werden nur wenige das Weib für geeignet halten.*)

Schwere geistige Berufe sind die wissenschaftlichen Berufe. Wenn zwar für ihre Wahl in erster Linie die Begabung entscheidend sein muss, so kommt in zweiter Linie doch auch die genügende Widerstandskraft gegenüber den zu bewältigenden Anstrengungen in Betracht. Gerade der letztere Punkt wird deutlich bewiesen durch jene Frauen, welche mit Erfolg sich den rein wissenschaftlichen Berufen gewidmet haben.

Schwere wissenschaftliche Berufe verwüsten das Weib körperlich und geistig in mehr oder minder hohem Grade, lassen es nur ganz ausnahmsweise gesund und verlegen ihm daher den Weg zur Erfüllung seines natürlichen Berufes ganz und gar, wenn nicht frühzeitig schon der Eintritt in den letzteren allem anderen ein glückliches Ende bereitet.

Schwere wissenschaftliche Berufe verwüsten nicht selten schon die nachhaltigere Kraft des Mannes, welcher doch von der Natur nicht weiter belastet und dadurch zur Übernahme schwerer Berufe geradezu auserlesen ist, ganz im Gegensatze zu dem natürlich so schwer belasteten Weibe! Wie sollte das Weib doppelten schweren Lasten gewachsen sein, ohne zusammenzubrechen? Selbst wenn wir gleiche Kräfte bei beiden voraussetzen, wird dies nicht möglich sein, sondern das Weib wird unterliegen müssen.

Was körperliche Verwüstung durch schwere wissenschaftliche Berufe betrifft, so sei nur der alleräusserlichsten Form derselben ein Wort gewidmet, nämlich der Verwüstung des Haupthaares. Und nun denke man sich ein der Glatze entgegenarbeitendes junges wissenschaftliches Weib! Wenn auch das Weib weniger zur Glatze neigt, als der Mann, so wird doch schweres Studium schwerlich dazu beitragen, dem Haare stärkeren Halt zu geben.

Kurz, die schweren körperlichen und schweren wissenschaftlichen Berufe eignen sich durchgehends nicht für das Weib. Ihre Wahl bedeutet für das Weib durchschnittlich einen Missgriff. Auch liegt ja kein Zwang vor, das Weib in diese Richtungen zu drängen.

---

*) Das Weib besitzt durchschnittlich 8—9, der Mann dagegen 12—15 Kilogramm Knochen in seinem Körper. Wer diese und ähnliche andere Thatsachen nicht beachten wollte, würde doch wohl mit Recht ein Phantast zu nennen sein.

Wohl aber giebt es eine grosse Anzahl nicht allzu schwer zu erreichender und nicht allzu schwer zu handhabender Berufe, in welchen das Weib zu einer befriedigenden Thätigkeit gelangen kann. Hier ist vor allem zu denken an wirtschaftliche Berufe. Mit Recht sind für Frauen wirtschaftliche einfachere Schulen und Hochschulen als Nutzen stiftende Einrichtungen vorgeschlagen worden.*) Sie liegen ganz in der Linie des hauswirtschaftlichen Frauenberufes.

In Nähelage befindet sich auch der kaufmännische Beruf. Viele Zweige des kaufmännischen Berufes vermögen noch weit mehr Frauen aufzunehmen, als es schon jetzt der Fall ist. „Das Weib ist von Natur ein geborener Geschäftsmann," sagt mit gutem Grunde die Levana. Die männliche Bevölkerung müsste sich dagegen mehr von dem kaufmännischen Berufe ab- und den produktiven Berufen zuwenden.

Ein ausgedehntes und passendes Unterkommen für junge, vorgebildete Frauen bieten ferner die erzieherischen Berufe, vor allem auf dem grossen Gebiete der Mädchenerziehung selbst. Aber auch von der Erziehung junger Knaben sind Frauen nicht ganz auszuschliessen. So geschieht es bereits in Kindergärten und in Kinderhorten; aber auch über diese hinaus sind Frauenkräfte zulässig.

Ein bedeutendes Feld weiblicher Thätigkeit eröffnet sich ferner auf dem Gebiete der Krankenpflege und Heilkunde. Zwar scheint mir weder der Beruf des Arztes noch der des Apothekers geeignet für das Weib, nicht einmal der Beruf der Frauenärztin und Kinderärztin, aus den gleichen Gründen, welche jüngst von Professor Albert entwickelt worden sind. Wohl aber können die Berufe der Zahnärztin und der Hebamme, welche beide keiner so schweren und langdauernden wissenschaftlichen und praktischen Vorbildung bedürfen, auch ferner als geeignet gelten.

Als ausgeschlossen betrachte ich auch den Beruf des praktischen Juristen und Theologen, obwohl es gewiss ist, dass manche Frauen auch auf diesen Gebieten Erfolge errungen haben.

Obwohl es seltsam klingt, so brauchen Frauen aus dem kommunalen, kirchlichen und staatlichen Dienste doch nicht gänzlich ausgeschlossen zu werden, wie kürzlich von Elisabeth Gnauck-Kühne zutreffend gezeigt worden ist.**)

---

*) Den genauen Plan einer solchen entwirft Ida v. Kortzfleisch, Die wirtschaftliche Frauenhochschule. Citiert nach E. Gnauck-Kühne.

**) Die soziale Lage der Frau. Berlin, O. Liebmann, 1895, S. 16. Zu pflichtmässigen Berufen auf diesem Arbeitsfelde würden nach der Verfasserin gehören: „Praktische und beratende Mitwirkung auch an leitender Stelle in der Armen- und Waisenpflege, Witwenversorgung, Unterstützungswesen, Kontrolle über die Kinder in Zwangserziehung. Neben der Teilnahme amtlichen Charakters an

Ein bedeutendes Kontingent an Frauen beschäftigt schon jetzt die Fabrikarbeit. Mit Unrecht nehmen daran manche Anstoss. Doch sind wir der aus dem Früheren leicht erklärlichen Ansicht, dass Mädchen vor dem 16. Lebensjahre nicht zur Fabrikarbeit zugelassen werden sollten. Wenn alsdann nach allen Seiten hin die gebührenden Schutzmassregeln helfend eingreifen, ist an sich gegen Fabrikarbeit kein Tadel auszusprechen. Fabrikarbeit ist unter allen Umständen besser als keine Arbeit. Es lässt sich sogar der Wunsch nicht unterdrücken, es möchte gerade durch das Eintreten gebildeterer Kräfte in die Fabrikarbeit das Ansehen der weiblichen Arbeiterschaft in unserer unvermeidlichen Aera der Maschinen sich heben.

Noch viele besondere Berufsarten für weibliche Arbeit würden sich aufzählen lassen. Doch sei nur noch eine einzige genannt, die ihrer Natur nach an den Anfang der weiblichen besonderen Berufe hätte gestellt werden können; es ist der viel belächelte Beruf als Stütze der Hausfrau. Wenn einst die praktische Vorbildung für diesen Beruf eine genügende sein wird, dann vermag auch dieser Beruf einer grossen Anzahl von jungen Frauen zweckmässige Arbeit zu gewähren.

Von einer weiteren Aufzählung weiblicher besonderer Berufsarten kann Abstand genommen werden, da es sich hier um Grundsätze handelt und nicht um Einzelheiten.*)

Fassen wir zusammen, so hat also die Frage, ob auch das Weib zu arbeiten habe, eine bejahende Antwort gefunden. Und wenn nunmehr die Bilanz der männlichen und weiblichen Arbeitsleistung gezogen wird, so stellt sich, wie es auch der Gerechtigkeit entspricht, ein Gleichgewicht der beiderseitigen Leistungen heraus, obwohl die Aufgaben verschieden verteilt sind, ganz wie es der Natur der beiden

---

diesen bestehenden Organisationen scheint mir eine neue geboten: Die Fürsorge für die verlassenen Kinder der Arbeiterfamilien. Für die schulpflichtigen Kinder sollte jede Gemeindeschule ihren Kinderhort haben; die Kinder unter 6 Jahren müssten in Krippen und Kindergärten untergebracht werden. Der Dienst in diesen drei Instituten müsste (ohne freiwillige Helferinnen auszuschliessen) ein bezahltes städtisches, verantwortliches Amt sein. Ausdrücklich betone ich, dass ich diese letzteren Forderungen als eine Anklage gegen die heutige Gesellschaft betrachte. Besser wäre es, wir brauchten keine Krippen und Horte, sondern könnten der Familie die Sorge für ihre Angehörigen überlassen. — Im kirchlichen Gemeindedienste erscheint es wünschenswert, religiös bestimmte Frauen zu wählen und ihre Namen bekannt zu geben, welche an bestimmten Tagen und Stunden einsame, zugezogene oder vorübergehend anwesende weibliche Individuen jedes Standes empfangen und ihnen Aussprache und Anschluss ermöglichen. In grossen Gemeinden müssten entsprechend viele Frauen gewählt werden und unter sich Fühlung halten. Die Gattinnen der Geistlichen können diesen Anforderungen neben häuslichen und anderen Pflichten nicht ausreichend genügen."

*) Virginia Penny, Zusammenstellung weiblicher Berufsarten (Cyclopaedia of females Employments). Citiert nach E. Gnauck-Kühne.

Geschlechter zukommt. Denn schon das Dasein beider Geschlechter beruht auf passender Arbeitsteilung.*)

Der Mann soll weder Weib, noch das Weib Mann sein wollen. Nicht aus Anmassung gegen das Weib hat der Mann bisher seine Thätigkeit ausgeübt, sondern gemäss seiner Naturanlage. Dadurch, dass das Weib die ihm von der Natur angewiesenen Arbeiten verrichtet, ist es nicht weniger Mensch, als der Mann, der seinen Kreis von Thätigkeiten erfüllt. Warum betrachtet das Weib das Menschentum mehr auf der Seite des Mannes gelegen, als auf seiner eigenen? Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn das Weib den Pflichtenkreis des Mannes für menschlicher hält als den seinigen, oder jenen überhaupt ausschliesslich für menschlich erachtet. Warum unterschätzt es sich und seine Leistung so sehr und glaubt, sein Heil sei in männlichen Bahnen gelegen, letztere überschätzend? Und warum giebt es Männer, welche seine irrtümliche Meinung teilen? Hat das Weib einmal jenen unbiologischen Grundirrtum begangen, so geht es in der unnatürlichen Vermännlichung unaufhaltsam voran. Vielleicht wird man einmal in anderer Zeit auch das zugehörige Gegenbild erleben, die Verweiblichung des Mannes. Dann wird der Mann das Innere, das Weib das Äussere übernehmen und als sein Gebiet betrachten. Aber beides wird gleich verkehrt sein.

Wie verhält es sich folglich mit der Gleichberechtigung beider Geschlechter? Als Menschen sind Mann und Weib natürlich gleichberechtigt, aber nicht als Arbeitende; denn es liegen körperliche und geistige Verschiedenheiten vor, welche der Willkür einen Riegel vorschieben und beide Geschlechter auf die von der Natur ihnen gezogenen Bahnen nachdrücklich hinweisen.

Dem Weibe als Menschen sind, weil es unmündig war, gewisse Rechte bisher mehr oder weniger vorenthalten geblieben. Man muss dieses Versäumnis dem mündig gewordenen Weibe gegenüber gut zu machen suchen, dann wird die Sucht nach Vermännlichung auf dem menschlichen Arbeitsgebiete beim Weibe sanftere Formen annehmen und schwinden; das Weib wird seine naturgemässe Arbeit wieder erkennen, lieben und achten lernen.

Zwei Rechtsgruppen sind es in erster Linie, welche von dem mündig gewordenen Weibe beansprucht werden können; es sind die bürgerlichen und die politischen Rechte. Sie mögen, modifiziert nach den Rechtsordnungen der verschiedenen Staaten, jenen des Mannes gleichgemacht werden.**)

---

*) Vergleiche hierüber meine Schrift: Fragen der Liebe, eine biologische Studie, der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet. Leipzig, 1895. Eduard Besold.

**) Der oben genannte Alexandre Dumas hat seine Ansichten über die

Dem Weibe gebührt das volle Eigentumsrecht an seiner irdischen Habe und an dem Ertrage seiner Arbeit. Das Vermögen der Frau ist bei ihrer Heirat ihr und ihren Kindern sicherzustellen. So will es die biologische Ordnung.

Die gesetzliche Einrichtung von besonderen Frauenparlamenten in Staaten, welche Männerparlamente haben, würde aller Wahrscheinlichkeit nach vom grössten Nutzen sein.

Man wird nicht fürchten dürfen, dass das Weib, auf diese Weise in seiner Menschenwürde gehoben, zu Übergriffen und zur gänzlichen Unterjochung des Mannes geneigt sein werde. Man wird sich vielmehr beiderseits zu einer haltbaren Position geeinigt haben und in der naturgemässen Abgrenzung der beiden grossen Arbeitsgebiete den besonderen Lebensaufgaben erfolgreich nachzugehen imstande sein.

Gerade weil es sich hier um Feststellung von auf biologischen Grundlagen ruhenden Prinzipien handelt, sind schliesslich noch folgende Umstände zu berücksichtigen.

Auf welchen Gebieten man Frauen auszubilden auch unternehmen will, es sind Frauen nicht in Männerschulen zu drängen, eben so wenig, wie Männer in Frauenschulen Unterricht erhalten sollen. Vielmehr sind, wo die Sache es erfordert, für die bestimmten Aufgaben besondere weibliche Bildungsschulen einzurichten.

Man muss es ferner sogar als ein Ziel betrachten, dass an solchen weiblichen Schulen, seien diese nun einfacherer oder höherer Art, nicht Männer als Lehrer wirken, sondern Frauen.

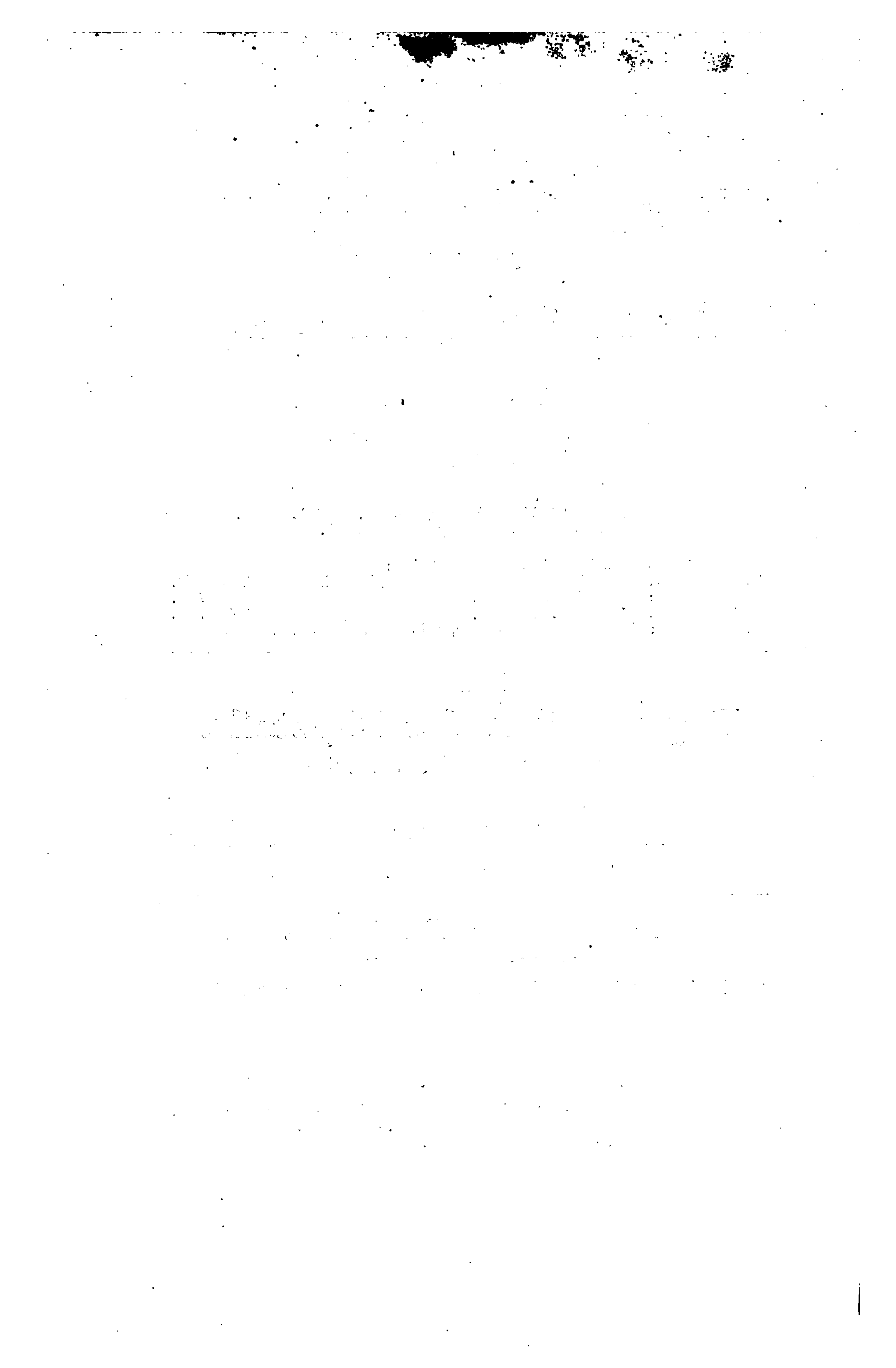
Endlich ist zu beachten, dass, da alle weibliche Berufsschulen entweder Vorbereitungsschulen für den natürlichen Beruf der Frauen, die Ehe, sind, oder Ersatzberufe, die berechtigten Ansprüche der Frauen nicht so weit sich erstrecken werden, dass dadurch das Wohl des Staates in gefährliche Mitleidenschaft gezogen werden könnte.

Hiermit bin ich am Schlusse angelangt.

Wenn es mir gelungen sein wird, vom biologischen Standpunkte aus zu zeigen, welche Bedeutung der Arbeit des Mannes und des Weibes für das Heil beider Geschlechter und damit für das Gedeihen des Ganzen innewohnt, so ist mein Zweck erreicht.

Rechte der Frau in verschiedenen Schriften (Les femmes qui tuent et les femmes qui votent; La recherche de la paternité) niedergelegt. In einem vor wenigen Monaten geschriebenen Briefe (im „Temps" veröffentlicht) ist er noch einmal energisch für die Rechte der Frau in die Schranken getreten. Er tadelt unter anderem, dass eine gebildete Frau an wichtigen Wahltagen zu Hause zu bleiben habe, während ihr Portier mitstimmen dürfe. In deutscher Übertragung ist der Brief in der Zeitschrift „Die Frauenbewegung" (I. Jahrgang, 1895, Nr. 24) abgedruckt.

Druck von C. Grumbach, Leipzig.



V…) in Leipzig

…chen

…zig

…310 Seiten.

Band I…	Preis 10 M.
Band I…	Preis 7 M.
Band II…	Preis 7 M.
Band II…	Preis 11 M.

R… stalle.

Eine morphologische Studie

von

Dr. A. Rauber,

o. ö. Professor an der kaiserlichen Universität in Jurjew (Dorpat).

Mit 92 Textabbildungen. gr. 8. 1895. **Preis 4 Mark.**

Fragen der Liebe.

Eine biologische Studie,
der Dichtkunst des scheidenden Jahrhunderts gewidmet

von

Dr. A. Rauber,

ord. ö. Professor der Anatomie an der Universität Dorpat.

Preis 2 Mark.

Inhalt: Vorbemerkungen. — Aufgabe. — Arten der Liebe. — Begriff der Liebe. — Aus der Jugendzeit. — Literarische Stimmen. — Normen. — Erreichbares. — Ersatzersonate. — Die sterbende Blume.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.


Photomount
Pamphlet
Binder
Gaylord Bros., Inc.
Makers
Stockton, Calif.
PAT JAN. 21, 1908
D311
R24
1896
Rauber, A.A. 73779
Die Lehren von Victor
Hugo, Leo Tolstoj und
Emile Zola ...
NAME
DATE DUE